

Vorwort als „außergewöhnlichen Menschen“ und als „geständigen, gnadenlosen und geschickten Mörder“ bezeichnet.

Bei der in der TRC üblichen Vorgehensweise werden Erkenntnisse der Familientherapie durch die politische Praxis bestätigt. Zum Beispiel wird die Menschenwürde von Tätern, die Einsicht in ihre Schuld gewinnen, anerkannt. Gleichzeitig wird es als notwendig angesehen, dass auch Opfer zu Tätern werden können und dann verurteilt werden müssen. Unter anderem weist Gobodo-Makidzela auf Parallelen, aber auch auf wesentliche Unterschiede zu der Situation im frühen Nachkriegsdeutschland hin. Ihr fällt vor allem auf, dass die meisten Größen des Nazireiches (bis auf Albert Speer, dessen Aussagen aber neuerdings ins Zwielicht geraten) keinerlei Einsicht in ihre Schuld zeigten. Allerdings ist die Situation der Nürnberger Prozesse auch insofern sehr anders, als die Siegermacht nicht dem eigenen Volk angehörte, wie das in Südafrika der Fall war.

In dem Kapitel „In meinem Herzen lebt kein Hass“ arbeitet Gobodo-Makidzela einen außergewöhnlichen Aspekt der Vergebung heraus: „Obwohl Vergebung oft als Ausdruck von Schwäche gewertet wird, kann die Entscheidung zu vergeben paradoxerweise dazu führen, dass das Opfer in eine Position der Stärke gehoben wird, denn nun hält das Opfer den Schlüssel zu den Bedürfnissen des Täters in der Hand ... und wird zum Hüter dessen, was der Ausgeschlossene ersehnt,“ nämlich wieder zur menschlichen Gemeinschaft zugelassen zu werden. ... In diesem Sinn ist Vergebung auch eine Art von Rache. Aber Rache, die mit minimaler Stärke ausgeübt wird. ... Vergebung lässt die Tat nicht ungesehen. Sie steht darüber. ... sie sagt: ‚ich kann und will das Böse nicht zurück geben, das du mir angetan hast.‘ Und genau darin liegt der Triumph des Opfers. ... Manchmal hatte auch ich dieses Triumphgefühl, wenn ich de Knock besuchte.“

Durch ihr Einfühlungsvermögen, gepaart mit scharfer Selbstbeobachtung, kommt sie zu einer Aussage, die einen unerwarteten Aspekt der psychischen Dynamik der in der Bergpredigt enthaltenen Botschaft „Liebet eure Feinde“ ans Licht bringt.

Eva Madelung

ARD

Helen, Fred und Ted

Erstmals schaffte es ein guter, entspannter Film über Psychotherapeuten ins Fernsehen

Erfreut haben wir zugeschaut und gestaunt: Die ARD sendete im September 2006 eine zweiteilige TV-Produktion des Bayerischen Rundfunks, in der ein therapeutischer Quereinsteiger seine „Konkurrenten“ aus der etablierten Psychiatrie und Psychoanalyse zuweilen kräftig ins Rudern bringt. Die Sympathie für den alternativen Coach, der mit systemischen Aufstellungen arbeitet und dabei auch Stühle, Kissen und Seile im Raum verteilt, ist dabei deutlich zu spüren. Auf diese Weise bekommt eine breite Zuseherschicht mit, dass Familienaufstellungen alles andere als Humbug sind und zu guten Lösungen führen können. Was für eine aufmunternde Botschaft für uns, die wir damit arbeiten! Im Übrigen sind die beiden Sequenzen des Films so amüsant und zugleich aufschlussreich in Bilder umgesetzt, dass ich mir wünschen würde, die ARD würde aus dem Plot eine Serie produzieren ...

Erzählt werden in dieser „therapeutischen Tragikomödie“ die Patientengeschichten und die eigenen, manchmal verqueren Lebenswege dreier Therapeuten, die sich in München eine Praxis teilen. Helen (Andrea Sawatzki) kommt aus der klinischen Psychiatrie und ist alleinerziehende Mutter einer hübschen Tochter. Dr. Fred Czerny (Friedrich von Thun), der Praxischef, behandelt seine Patienten unbeirrt nach der klassischen Psychoanalyse. Schließlich Ted Fröhlich (Christian Berkel), der Alternativtherapeut, der dem Zuschauer einmal zeigt, wie eine Familienaufstellung funktioniert. Vor allem aber sind es die Klienten, dargestellt von wunderbaren Akteuren, die uns ihre Macken derart menschlich-berührend und zugleich ernsthaft nahebringen, dass dem Zuschauer die Erkenntnis dämmern muss: Es ist völlig normal, sich unnormal zu verhalten. Und: Therapie ist gar nicht so schlimm! In der Tat ist Sherry Hormann (Regie) und Gabriela Sperl (Drehbuch mit Kathrin Richter) mit diesem Film das Kunststück gelungen, „derart federleicht und durchweg intelligent mit ihrem eigentlich ernsten Thema zu spielen, dass sogar Woody Allen neidisch wäre“, schrieb die FAZ.

Da gibt es zum Beispiel die rührend-hilflose Dauerklientin Biggi (Corinna Harfouch), die ihre Einsamkeit und ihre „Männerprobleme“ beklagt, sich regelmäßig bei Fred ausweint, aber einfach nichts tut. Oder das Drama der alleinerziehenden Julia (Olivia Pascal), deren Tochter Lilly sich fast zu Tode hungert (Magersucht oder Bulimie?, da bleibt die Diagnose ein wenig schwammig). Lilly findet sich von ihrer Mutter, die sie mit ihren Ansprüchen zudeckt, nicht wirklich wahrgenommen – also will sie verschwinden! Eigentlich aber trägt die Tochter das Problem der Mutter und ihrer gescheiterten Beziehung. Das wird deutlich, als

Helen sie einmal fragt: Wo ist denn der Vater? Da zeigt sich auch, dass Helen sich im Verlaufe ihrer Dispute mit Ted dem systemischen Gedankengut immer mehr öffnet. Sie hatte ja auch deshalb ihren Job in der Klinik aufgegeben, weil sie dort zuletzt mit ihrem Latein am Ende war ...

Bei einem weiteren Treffen allein mit Lilly fragt sie diese: Möchtest du denn deinen eigenen Weg gehen? Lilly nickt zögernd. Daraufhin legt Helen ein Seil auf dem Boden aus und bittet Lilly, auf der Schnur weiterzugehen. Lilly bleibt stehen. Helen: Da, wo du stehst, bist du sicher, nicht wahr? Und dann: Gehen wir ein Stück zusammen? Sie nimmt Lilly an die Hand, und sie gehen ein Stück auf dem Seil. Lilly: Das fühlt sich komisch an! Dann lässt Helen Lillys Hand los. Ein berührendes Bild, das für Lilly Hoffnung macht. Helens Einsatz für Lilly wird umso verständlicher, als ihr die Angst um die eigene Tochter Jule bewusst wird. Auch Jule wirft ihrer Mutter vor: Du hast nie Zeit für mich! Auch hier ist der Kontakt zum Vater abgebrochen.

Oder der Fall des Managers Peter Kowalski (August Zirner), der völlig ausgebrannt unter Herzrasen und Schweißattacken leidet. Sein Hausarzt rät zur Therapie. K. rastet aus: „Geh mir weg mit dieser Psychokacke, das ist was für Loser, ich habe keine Zeit für so etwas.“ Schließlich geht es ihm aber so schlecht, dass er in die Praxis Professor Czernys platzt. Dort trifft er „nur“ auf Ted. Schuhe ausziehen? Kommt nicht infrage. Sie haben ja gar keine Couch? Was haben Sie überhaupt für einen Abschluss? So ein Blödsinn, reine Zeitverschwendung. Ted beendet seinerseits frustriert die Sitzung. Wie kann ich mich nach so vielen Jahren derart aus der Bahn werfen lassen?

Doch K. geht es zunehmend übler. Sein Chef setzt ihn unter Druck: Er soll zehn Mitarbeiter „wegrationalisieren“, darunter seinen Freund. Inzwischen hat ihn auch seine Frau verlassen. Also geht er erneut zu Ted. Dieser versucht, eine kleine Aufstellung zu machen – mit einem Kissen („das ist Ihre Frau, die Sie verlassen hat“) und mit Stühlen („Wer könnte das sein?“ – K. windet sich: „Das sind die zehn

Neue Bücher für das Stell-Werk!



Bert Hellinger
→ **Ordnungen des Helfens**
Ein Schulungsbuch
Studienausgabe
221 Seiten, Kt, 2006
€[D] 21,95/€[A] 22,60/£Fr 39,-
ISBN 978-3-89070-954-9



Torsten Groth/Gerhard Stey
→ **Potenziale der Organisationsentwicklung**
Innovative Ideen und Anwendungsbereiche
ca. 320 Seiten, Kt, 2007
ca. €[D] 29,95/€[A] 30,80/£Fr 52,-
ISBN 978-3-89070-543-3



Insa Sparrer
→ **Systemische Struktur- und Stützung**
Theorie und Praxis
237 Seiten, 33 Abb., Kt, 2006
€[D] 24,95/€[A] 25,70/£Fr 44,-
ISBN 978-3-89070-533-4



Ursula Franke
→ **Wenn ich die Augen erblinde, dann ich dich sehen**
Familienstellen in der Einzeltherapie und -beratung
175 Seiten, Kt, 3. Aufl. 2006
€[D] 19,90/€[A] 20,50/£Fr 35,-
ISBN 978-3-89070-550-3

 Carl-Amer Verlag –
www.carl-amer.de

Leute, die ich entlassen muss, und da ist der, der mich dazu zwingt!“) ... Ted fragt: „Wer hat Sie noch verlassen?“ „Mein Vater und meine Mutter.“ K. ist betroffen, doch auf die Frage: „Was fühlen Sie?“, macht er wieder zu: „Ich hab kein Gefühl, es ist alles tot.“ Schließlich patzig: „Also, was soll ich machen? Ich will hier besser rausgehen, als ich reingekommen bin, aber ich glaube, Sie machen es nur schlimmer.“

Noch einmal treffen sie sich. Dieses Mal dämmert K. wohl, dass er nur deshalb immer weiter „nach oben“ wollte, um die Anerkennung und Liebe vom Vater zu bekommen. „Ich hab meinen Vater getoppt ohne Ende.“ Als Ted fragt: und wo ist Ihr Leben geblieben?“, weicht K. wieder aus. Er will einfach nur eine „schnelle Lösung“. Ted darauf: „Einen möglichen Schlüssel haben Sie soeben selbst genannt: Ihren Vater!“ Und: „Darauf müssen Sie sich einlassen, auch wenn es Ihnen sehr schwerfällt.“ Doch K. hört nicht. „Das dauert mir viel zu lang. Es muss doch noch was anderes geben, das besser zu mir passt!“ – Als er wieder einmal nachts Überstunden macht, bricht er im Büro zusammen ...

Der Film ist nicht zuletzt deshalb so authentisch, weil er auch die Therapeuten als anfechtbare Menschen zeigt, die sich bockig über „die richtige Richtung“ zanken – nicht böse, eher gewitzt und freundschaftlich-polemisch. Beispielsweise stört Fred an Ted dessen „Herzduselei“ („ich kann das Wort ‚spüren‘ nicht mehr hören“). Er will sich „nicht einlassen, weil das meine Professionalität trübt“. Während die Männer herumgockeln, sucht Helen den Ausgleich.

Richtig sympathisch aber werden die drei Protagonisten, wenn sie wieder einmal selbst an ihren eigenen Geschichten zu knabbern haben. Zum Beispiel Fred, der einmal in die Kamera hinein erzählt – als resigniertes Eingeständnis der eigenen Verletzlichkeit –, dass er Einzelkind war und die Erwachsenen immer beschützen und das Böse besiegen wollte (was er als Therapeut jetzt ja auch tue) ... Sein Vater habe ein Verhältnis gehabt. Und er, der junge Fred, habe es beobachtet und seiner Mutter erzählt. „Am nächsten Tag war meine Mutter tot, und ich hab mich natürlich immer gefragt, ob ich daran schuld bin.“ Und dann, in einem Anflug von Sarkasmus: „Deshalb versuche ich heute, die anderen vor der Wahrheit zu schützen.“ (!). Recht skurril wirkt auch Freds Verhältnis zu seinem Hund Schröder („Er versteht mich nicht“). Um das zu ändern, zieht er sogar einen Hundecoach zurate.

So zeigt der Film Alltagsgeschichten, hinter denen aber oft große Verletzungen lauern. Und erstaunlich: Der Blick darauf funktioniert, auf hohem Niveau, nicht dröge, nicht betroffenheitsschwanger, sondern lehrreich, berührend, überaus charmant und zuweilen richtig komisch. Nicht zuletzt demontiert der Fernsehfilm mit seinen Figuren jedes vermeintlich todsichere Verfahren zur Seelengesundung. „Er weigert sich, seine Patienten allein als Tummelplatz von

Neurosen und Psychosen zu begreifen – und pflegt lieber nachsichtig unsere Marotten“ (FAZ).

Man merkt es: Das Drehbuch fußt auf professionellem Rat. Schon im Vorfeld hatte die Autorin Gabriela Sperl beim Münchner Therapeuten Jo Schmidt ihre Familie aufgestellt und dabei Hilfe für ihre eigenen Themen gefunden. Überzeugt von der Methode, holte sie Schmidt als Coach mit an den Set. Dort machten auch die Hauptdarsteller ihre Erfahrungen mit der systemischen Sicht. Verblüfft von den Ergebnissen, „veränderte sich unser Bild“ (Andrea Sawatzki). Schmidt selbst fungierte als Vorbild für die Figur des Ted. Auch er ist Quereinsteiger. Einst Fotograf, kam er mit der Methode in Berührung – und erkannte: „Das ist mein Weg.“ Im Übrigen ist Schmidt voll des Lobes über die Regisseurin: „Das war bestimmt nicht leicht, die innerlichen Dramen, die bei so einer Sitzung ablaufen, in Bilder umzusetzen. Er ist ihr hervorragend gelungen.“

Das größte Verdienst des Filmes aber ist, dass er den Menschen Mut macht, sich nicht länger aus dem Weg zu gehen, also sich selbst zu begegnen – und dabei Hilfe von Spezialisten anzunehmen, die zwar auch nur Menschen sind, aber auf diesem Gebiet einfach mehr wissen. Das ist nicht furchterregend, sondern stärkend ...

Alein Traudel Nitesche, seit 30 Jahren Sprechstundenhilfe beim Professor (hinreißend: Gisela Schneeberger), bleibt mit ihrer bayerischen Widerborstigkeit bisher scheinbar resistent gegenüber allen Seelennöten und dem ganzen „Therapiezirkus“. Doch in unbeobachteten Momenten sehen wir, dass auch Traudel ihren ungelebten Träumen nachhängt und ihre wahren Bedürfnisse bis heute immer gelehnt hat. Am Schluss springt sie behutsam ein klein wenig über ihren Schatten. Die letzte Szene zeigt sie an ihrem Schreibtisch: „I mog nimmer“, sagt sie. Und das „nimmer mögen“ ist hier als positives Signal zur Veränderung zu verstehen. – Das ist überhaupt das Schöne an diesem Film, dass er die kleinen Schritte würdigt und auch das Versagen, dass er damit die Menschen nicht anprangert, sondern sie lässt – und vor allem: ihnen Zeit lässt!

Fritz Maier

Quellen

SZ, 12. September 2006, FAZ, 13. September 2006

Helen, Ted und Fred (D 2006), Regie: Sherry Hormann, Drehbuch: Gabriela Sperl, Kathrin Richter. Der Film lief am 13. und 20. September 2006 in der ARD.